

MICHAEL E. VIETEN

# CHRISTINE BERNARD

DER SCHNELLE TOD

Krimi

editio | scriptor

MICHAEL E. VIETEN

# CHRISTINE BERNARD

Der schnelle Tod

Krimi

Copyright © 2022 Michael E. Vieten  
Alle Rechte vorbehalten.

Die Handlung in diesem Roman ist frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen wären rein zufällig und sind nicht beabsichtigt.

Vielen Dank an die Mitarbeiter der Pressestelle des Polizeipräsidiums und der JVA Trier für ihre zahlreichen Auskünfte.

Besonderen Dank an Birgit D. für ihre wertvolle Unterstützung und ihre Zuversicht.

## **Dunkelste Stunden**

Die Einsatzbesprechung am Vormittag endete mit einer Gedenkminute. Schweigend erhoben sie sich von den Stühlen und senkten ihren Blick. Das Unfassbare war vor wenigen Tagen in der Nacht geschehen. Eine junge Streifenpolizistin aus einem Landkreis in der Westpfalz und ihr Kollege wurden während der Kontrolle eines Fahrzeugs am Rande der einsamen Landstraße erschossen. Besonders erschüttert von dem brutalen und menschenverachtenden Vorgehen der Täter zeigte sich Christine Bernards Kollegin Polizeimeisterin Tanja Rieger. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, den Trauerflor an allen Einsatzfahrzeugen der Kriminaldirektion Trier selbst anzubringen. Anschließend ließ sie sich vorsorglich für den Tag vom Dienst freistellen, an dem die Beisetzungen erfolgen sollten. Sie wollte persönlich daran teilnehmen.

Als die schreckliche Meldung an jenem Morgen hereinkam, war etwas in ihr zerbrochen. Sie sah ihre bereits über längere Zeit zunehmenden Zweifel an ihren Fähigkeiten zum Schutz und zur Gefahrenabwehr für die Menschen dort draußen im Land bestätigt. Die Gesellschaft hatte sich verändert. Anstand und Respekt schwanden. Ordnungskräfte wurden beleidigt, bespuckt und tätlich angegriffen, deren Anweisungen missachtet. Und nun war auf sie geschossen worden. Zwei wunderbare Kollegen sind gestorben. Sie wollte und konnte sich dem nicht mehr aussetzen, es überstieg ihre Kräfte. Die zunehmende Dunkelheit auf ihrer Seele, die all ihre Lebensfreude zu ersticken drohte, mochte sie nicht mehr ertragen.

Kommissarin Bernard und Torsten Kluge verließen gemeinsam den Besprechungsraum und nahmen die Treppe. Nacheinander betraten sie ihr Büro. Vor den großen Fenstern rieselten dicke Schneeflocken aus tief hängenden dunkelgrauen Wolken herab. Sie ließen sich

auf ihre Bürostühle fallen als seien sie erschöpft. Dabei hatte der Tag gerade erst begonnen.

„Tanja hat den Dienst quittiert“, verkündete der Hauptkommissar.

Christine zeigte sich wenig überrascht. Wer ihrer Kollegin in den letzten Jahren aufmerksam zugehört hatte, musste wissen, welche inneren Konflikte in der Polizeimeisterin schwelten.

Sie schaute hinunter auf den Bahnhofsvorplatz.

„Ich konnte sie gerade noch überreden, ab nächsten Monat bis zu ihrem Ausscheiden wenigstens Innendienst zu leisten“, hörte sie die Stimme des Vorgesetzten.

„Ist vielleicht besser so.“

„Für Tanja auf jeden Fall. Mord und Totschlag zerren an den Nerven. Hab noch versucht, sie beim ‚Betrug‘ oder beim ‚Rauschgift‘ unterzubringen, aber sie wollte nicht. Sie will den Polizeidienst quittieren.“

Die Kommissarin erhob sich.

„Ich brauche einen Kaffee. Willst du auch einen?“

Torsten Kluge schüttelte seinen Kopf. Christine eilte aus dem Büro, stürmte das Treppenhaus hinunter auf ihrem Weg in die neue Kantine. Sie wusste, dass man einem miesen Gefühl nicht davonlaufen konnte, aber die Bewegung befreite sie zumindest zeitweise von ihren eigenen Zweifeln. Denn die hatte sie und sie erinnerte sich an Tanja Riegers Worte vom Vortag.

„Die Polizei ist in den Augen vieler Bürger kein Teil der Gesellschaft mehr. Da draußen gibt es mittlerweile zu viele gestörte Spinner, Extremisten, Mörder und Fanatiker. Das sind keine normalen Menschen mehr. Die verachten eine friedliche Gemeinschaft und die Schöpfung grundsätzlich. Da wieder Ordnung rein zu bringen ist ein Job für Soldaten, nicht für Bürger in Uniform. Darum

muss sich jemand kümmern, dessen Stellenbeschreibung die Ausschaltung des Feindes beinhaltet. Nicht den Schutz der Bürger mit gesetzlich verordneten Samthandschuhen für Straftäter.“

Christine hatte nicht widersprochen, obwohl sie selbst keine derartigen Gedanken in sich trug. Aber auch sie zweifelte.

Es gab nicht wenige Kollegen, die wie Tanja dachten. Der Groll saß tief. Teile der Gesellschaft spalteten sich ab, wollten nicht mehr dazu gehören. Dabei war man doch nur gemeinsam stark. Sie konnte sich mit solch extremistischem Gedankengut nicht anfreunden. Aber auch sie stellte natürlich fest, der Hass auf alles und jeden nahm zu und entlud sich schließlich an den Reibflächen. Durch die zunehmend verhärteten Fronten mangelte es an Einsicht und Kompromissbereitschaft bei Tätern, eine Schlichtung war kaum mehr möglich.

Sie stellte sich in die Schlange vor der Ausgabe. Höflich bediente das Personal die Wünsche der Gäste. Käsebrötchen und Kaffee, Salamibrötchen und Tee. Es ging zügig voran. Sie war an der Reihe und bestellte sich einen großen Becher schwarzen Kaffee. Ihr Mobiltelefon vibrierte in ihrer Hosentasche, sie nahm es heraus und schaute auf das Display. Torsten Kluge rief an.

„Leichenfund mit Schussverletzung in einer Kleingartensiedlung in Biewer“, hörte sie seine Stimme, nachdem sie das Gespräch angenommen hatte. „Bleib unten, wir kommen runter.“

Christine bezahlte ihren Kaffee, griff nach dem Becher und trank im Fortgehen vorsichtig einen ersten Schluck. Dann begab sie sich auf den Weg hinaus zum Parkplatz und wartete an den Dienstwagen gelehnt auf die Kollegen. Schnee lag auf dem dunkelgrauen Audi.

Unaufhörlich rieselten Flocken vom Himmel herab. Sie schloss den Reißverschluss ihrer Jacke.

Hauptkommissar Kluge trat aus dem Gebäude und betätigte die Fernbedienung der Zentralverriegelung. Ihm folgten Tanja Rieger und Jörg Rottmann. Während die beiden auf ihren schwarzen BMW zu liefen, zog Christine die Beifahrertür des Audis auf und ließ sich in den Sitz fallen.

Torsten Kluge stieg ein und startete den Motor. Die Scheibenwischer schoben die dünne Schneeschicht mühelos von der Windschutzscheibe.

Sie benötigten eine halbe Stunde bis zu der Kleingartensiedlung. Immer wenn in Trier ein paar Flocken fielen, erlag der Straßenverkehr auf wundersame Weise dem winterlichen Naturereignis.

„Wie gelingt das bloß den Norwegern, den Schweden, den Finnen?“, fluchte Torsten. „Die Skandinavier fahren sechs Monate auf geschlossenen Schneedecken. Aber der deutsche Autofahrer fällt beim Anblick der ersten Schneeflocke in Winterstarre.“

Christine lachte.

„Winterstarre“, schmunzelte sie. „Ja, das wird es wohl sein.“

Die Kollegen von der Streife hatten das Gelände bereits abgesperrt. Eine Polizeimeisterin erkannte die Fahrzeuge der Kriminaldirektion und hielt das Flutterband hoch, damit sie darunter hindurch fahren konnten. Torsten Kluge parkte den Wagen, Christine stieg aus.

„Schutzweste!“, befahl er und öffnete den Kofferraum.

„Bei einer Todesfallermittlung sollen wir jetzt Schutzwesten tragen?“

„Ja, Anordnung des Innenministeriums.“

„Wegen der Morde an den Kollegen?“

Hauptkommissar Kluge zuckte mit den Schultern.

„Wahrscheinlich. Es gibt Hasskommentare in den sozialen Medien, die Nachahmungstäter verleiten könnten.“

„Die sozialen Medien ...“, dachte Christine.

Für sie waren das äußerst unsoziale Medien. Dort tobten sich viele Selbstdarsteller mit zweifelhaften Beweggründen aus. Volksverhetzung, Diffamierungen, Beleidigungen, Ausgrenzung, Aufrufe zu Straftaten, Angriffe auf die Persönlichkeit Andersdenkender. Der Rest beschäftigte sich mit Empörung über Nebensächlichkeiten oder überschwemmte die Plattformen täglich mit unbedeutenden Videoschnipseln. Sie hatte noch nie den Wunsch verspürt, sich dort anzumelden. Die Menschen dieser Welt sollten stattdessen besser zur Lösung dringender Probleme beitragen.

Sie legten ihre Westen an und betraten die Parzelle. Auf dem Weg zum Gartenhäuschen streifte Kommissarin Bernard ihre Einweghandschuhe über.

Für sie gab es keinen traurigeren Anblick als einen Garten zwischen den Jahreszeiten. Frühling und Sommer waren vorbei, die Blüten verwelkt, das Lachen spielender Kinder verstummt. Dem Herbst, mit seinen letzten wärmenden Sonnenstrahlen, dem reifen Obst und dem bunten Laub, folgte nur der graue Winter.

Auf dem Boden lagen gammelnde Äpfel, zwei hingen noch verschrumpelt am Baum. Der Schneefall bildete kleine Hauben auf den Früchten des vergangenen Jahres.

Der Winter hielt selten richtig Einzug hier unten an der Mosel. Meist blieb es mild, und so lag das Gelände nicht weiß verzaubert, sondern nass und kalt im angetauten Schneematsch vor ihnen. Kahle Äste reckten sich in den grauen Himmel, das Kleingartengelände wirkte verlassen.

In der schummrigen Hütte hatte die Spurensicherung bereits einen Scheinwerfer aufgebaut. Ein toter Einbrecher war gemeldet worden. Vermutlich ein Obdachloser, der einen Unterschlupf gesucht hatte. Doch das blutverkrustete Einschussloch im Kopf des Mannes war den Kollegen von der Streife sofort aufgefallen.

„Guten Morgen, Günther“, grüßte Christine den Leiter der Spurensicherung. „Habt ihr schon was?“

„Spurenlage und Auffindesituation deuten darauf hin, dass dieser Mann oder der Täter die Tür zur Hütte aufgebrochen hat, um sich Zutritt zu verschaffen. Fundort ist auch der Tatort, das ergeben die Blutspuren. Auf den Mann ist in der Hütte geschossen worden, anschließend erlag er seinen schweren Verletzungen. Mindestens ein Täter hat sich nach der Tat entfernt. Den müsst ihr jetzt finden.“

„Sucht ihr draußen, wir sehen uns hier um“, erteilte Torsten Kluge Anweisungen. Tanja und Jörg schwärmten aus, um nach Spuren und Zeugen zu suchen. „Und ermittelt bitte, wer der Pächter dieser Garten-Parzelle hier ist“, rief er ihnen nach.

Die Hütte bestand aus nur einem großen Raum mit angebauter Abstellkammer und WC. Der Hauptkommissar betrachtete eine Ecke, die wohl als Küche diente. Eine Doppelkochplatte und ein stillgelegter Kühlschrank deuteten zumindest darauf hin.

„Kein benutztes Geschirr, kein Besteck, nicht mal Gläser.“

Er öffnete einen Schrank.

„Keine Vorräte.“

Wie zur Bestätigung drückte er den Schwingdeckel eines Mülleimers auf und schaute hinein.

„Kein Müll. Nicht mal eine leere Flasche. Alles sauber und aufgeräumt.“

Christine beugte sich über den Toten.

„Wie ein Obdachloser sieht der Mann nicht aus. Ich sehe kein Gepäck, seine Kleidung ist sauber.“

Sie roch an ihm.

„Die Sachen riechen nach Weichspüler, kein Geruch nach Alkohol.“

Dann durchsuchte sie die Taschen der Jacke und fand eine Brieftasche. Sie richtete sich auf und trat ans Fenster.

„Was wollten die hier?“, hörte sie Torsten hinter sich fragen.

Sie fischte einen Ausweis aus dem schwarzen Ledertui hervor.

„Paul Fischer“, las sie vor. „Wohnt in Biewer. Das ist nicht weit von hier. Womöglich ist er der Pächter.“

Wieder warf sie einen Blick auf den Mann.

„Feste Schuhe, dicke Jacke, Handschuhe. Vielleicht war er auch nur zufällig hier. Ein Spaziergänger. Er hat den Einbruch beobachtet, versucht, den Täter zu stellen und peng. Zur falschen Zeit am falschen Ort.“

„Aber was wollte der Täter hier? Hier ist nichts zu holen.“

„Vielleicht war er der Obdachlose, der hier übernachten wollte.“

Der Hauptkommissar verzog zweifelnd sein Gesicht und deutete auf die Geldbörse in Christines Hand.

„Da ist noch Geld drin. Das hätte der doch mitgenommen. Und nur weil er entdeckt wurde gleich jemanden erschießen? Ich weiß nicht. Und woher hatte er die Waffe?“

„Keine Ahnung. Gefunden? Geklaut?“

Kommissarin Bernard dachte an die beiden getöteten Kollegen aus der Westpfalz. Doppelter Polizistenmord, nur weil die Täter durch die Fahrzeugkontrolle beim Wildern erwischt wurden. Niedere Beweggründe reichten offenbar mittlerweile aus, um einem Menschen das Leben zu nehmen.

Sie steckte den Ausweis zurück in die Brieftasche.

„Auf nach Biewer?“, schlug sie vor.

Torsten Kluge nickte.

„Tschüs, Günther“, rief sie dem Polizeihauptmeister zu und wandte sich ab, um die Hütte zu verlassen.

Ein klirrendes Geräusch ließ sie zusammenzucken. Feine Glassplitter flogen ihr in das Gesicht und schnitten in die Haut. Das Fenster hatte knapp unterhalb einer Sprosse plötzlich ein Loch und sie spürte einen wahnsinnigen Schmerz auf der linken Brustseite. Dann riss sie eine unsichtbare Kraft einfach um und sie schlug mit dem Hinterkopf hart auf dem Boden auf.

Ein blonder Haarschopf mit Zopf war das Erste, was sie sah, nachdem sie träge zu sich gekommen war. Sie erwartete eine weibliche Erscheinung, doch als sich der Sanitäter ihr zuwandte, zeigte er sein bärtiges Gesicht. Er lächelte.

„Da sind Sie ja wieder. Keine Sorge, alles im grünen Bereich“, scherzte er und stellte den Tropf etwas langsamer. In ihrem entblößten Unterarm steckte ein Zugang, der mit dem Schlauch an der Flasche verbunden war.

Sie sah an sich hinunter, blickte auf die Weste. In Brusthöhe klaffte ein ausgefranztes Loch. Panik schob sich heran. Jemand hatte auf sie geschossen. Offenbar gezielt und mit voller Absicht. Die Schutzweste war beschädigt! Hatte das Projektil das schusshemmende Material durchschlagen? Vor größeren Kalibern schützten die

Westen der deutschen Polizei nicht. Sie sollten leicht und gut zu tragen sein, im Dienst nicht behindern. Ganz anders als die schweren Westen der höchsten Schutzklasse für die Bundeswehr.

Sie erinnerte sich an die Worte des Sanitäters.

„Alles im grünen Bereich.“

Aber sie fühlte sich nicht so. In der Brust tobte ein stechender Schmerz, der von einem Brennen bis hinauf in die Speiseröhre begleitet wurde. Zwischen den Schulterblättern quälte sie hingegen ein dumpfer Druck, der ihr das Atmen erschwerte. Durch den Schleier des Schmerzmittels hindurch spürte sie eine Verletzung am Hinterkopf. Sie hatte was abgekriegt, keine Frage.

Die Sanitäter hoben ihre Trage an und schafften sie aus der Hütte. Sie liefen zügig über das Grundstück. Der Schlauch vom Tropf schlug klimpernd gegen die Halterung.

Kommissarin Bernard erkannte ihre Kollegen, die mit gezogenen Waffen die Umgebung beobachteten. Schnee rieselte auf ihren Körper herab. Einzelne Flocken blieben auf ihrem Gesicht haften und schmolzen. Sie dachte an ihre Kindheit, in der es ihr Freuden bereitet hatte, auf dem Rücken im Schnee zu liegen und mit dem Mund herabfallende Flocken aufzufangen.

Vor dem Gartenzaun parkte der Rettungswagen. Die Trage wurde hineingeschoben, die Sanitäter sprangen hinein. Einer von Christines Kollegen folgte ihnen und zog die Türen hinter sich zu. Sie erkannte das Gesicht von Jörg Rottmann. Angespannt schaute er aus dem Fenster und beobachtet weiter die Umgebung um den Wagen herum. Der Fahrer startete den Motor und fuhr los.

## **Ein kleines Licht**

Die Untersuchung im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Trier erfolgte unter erschwerten Bedingungen. Schon in den ersten Jahren der Pandemie traten Versäumnisse der Vergangenheit im Gesundheitswesen nun ganz unbarmherzig zu Tage. Sparzwang um des Profits Willen, Geringschätzung der hohen Bedeutung einer Versorgung ausschließlich zum Wohle der Patienten und mangelnde Wertschätzung und Bezahlung der Mitarbeiter mündeten in Personalmangel und Verschleiß der verbliebenen Fachkräfte. Die behandelnde Ärztin und die assistierende Krankenschwester wirkten gestresst. Bemüht zwar, aber die Belastungen ihres Berufs waren ihnen anzumerken.

Christine fühlte sich unwohl. Konnte sie einer Diagnose unter diesen Umständen überhaupt vertrauen?

Die Röntgenuntersuchung ergab keine Brüche im Brustraum. Alle Rippen schienen heil zu sein. Die Haut über dem Essteller großen Bluterguss auf der Brust war unbeschädigt. Das Projektil war nach dem Einschlag in der Weste aufgepilt und stecken geblieben.

Kommissarin Bernard atmete einmal tief durch. Die Schmerzen im Brustbereich wurden also von einer stattlichen Prellung verursacht, die unter dem enormen Anpralldruck des Geschosses entstanden war. Diese Verletzung sollte innerhalb weniger Wochen rückstandsfrei verheilen.

Blieb die Platzwunde am Hinterkopf. Eine Folge ihres Sturzes nach dem Auftreffen des Projektils, dessen Wucht sie umgeworfen hatte. Die Ärztin entfernte den Verband, den die Sanitäter angelegt hatten.

„Das muss versorgt werden“, stellte Frau Doktor nach einem Blick darauf fest und stieß sich mit dem Rollho-

cker in Richtung eines Praxisschranks ab. „Wenn Sie einverstanden sind, nähe ich das selbst, die Kollegen in der Chirurgie sind unterbesetzt. Das könnte dauern, bis die Zeit für Sie haben. Einverstanden?“

Kommissarin Bernard zuckte ergeben mit den Schultern und nickte schließlich. Was wollte sie auch dagegen sagen? Wenn die Ärztin sich das zutraute, sollte sie es halt machen.

Frau Doktor zog eine Schublade auf, die Krankenschwester streifte sich Einweghandschuhe über. Gemeinsam versorgten die beiden Christines Hinterkopf. Lokalanästhesie, Wunde säubern, Haare entfernen, Wundränder zusammennähen. Die Medizinerin beendete ihre Arbeit und zog sich die Gummihandschuhe von den Händen.

„Fast wie neu“, versuchte sie, zu scherzen. Doch der Sarkasmus blieb der Arbeitsbelastung geschuldet und klang ein wenig nach Verzweiflung. „Halten Sie ein paar Tage Ruhe“, empfahl sie und eilte zum nächsten Patienten, der in einem Nebenraum wartete.

Vor dem Behandlungszimmer stand Jörg Rottmann. Noch etwas wacklig auf den Beinen stakste sie ihm entgegen. Sein Blick ruhte auf ihrem Gesicht. Er bemerkte ihre dunklen Augenränder.

„Geht es dir gut?“

Sie nickte.

Er begleitete sie hinaus. Draußen stand sein Dienstwagen, Tanja Rieger saß am Steuer. Die Polizeimeisterin hatte im Halteverbot geparkt. Als sie die beiden bemerkte, startete sie den Motor und ließ den BMW von der Sperrfläche herunter bis vor den Eingang rollen. Kommissarin Bernard und ihr Kollege stiegen ein. Langsam fuhr der schwere Wagen los.

Bis zu Christines Wohnung war es nicht weit, doch es war kurz vor ein Uhr, und Gott und die Welt schien mit dem Auto auf der Suche nach einem Platz für die Mittagspause zu sein.

Tanja hielt den Dienstwagen an, die Ampel zeigte rot.

„Wisst ihr schon wer es war?“, fragte sie.

Der Hauptkommissar schüttelte den Kopf.

„Das war ein gezielter Anschlag.“

„Nun warte mal die Ermittlungen ab“, versuchte Jörg Rottmann seine Kollegin zu beschwichtigen.

Christine sagte nichts. Sie dachte darüber nach, was Tanja gesagt hatte. „Ein Anschlag!“

Aber wer trachtete ihr nach dem Leben? Bisher gab es keine Drohungen ihr gegenüber. Niemand hatte sich zu solch ungeheuerlichen Absichten bekannt. Dennoch brachte die Ausübung ihrer Arbeit gewisse Risiken mit sich. Sie hatte Verbrecher gejagt und verhaftet. Die zeigten sich selten bis gar nicht damit einverstanden. Und selbst wenn derjenige längst im Gefängnis saß, so hatte er womöglich Freunde, Familie oder Mittäter, die sich rächen könnten.

„Kann doch sein“, entfuhr es ihr, als der Wagen wieder losfuhr.

Jörg Rottmann hielt dagegen: „Nur weil es verdächtig nach Schwefel stinkt, muss nicht gleich der Leibhaftige emporgefahren sein. Vielleicht hat auch nur einer gefurzt.“

Obwohl Kommissarin Bernard in keiner Weise zum Scherzen zumute war, musste sie dennoch lachen. Keineswegs laut, sondern leise in sich hinein. Ja, so war er, der Jörg. Den erschreckte so schnell nichts.

Tanja stoppte den Wagen vor dem Haus, in dem Christine zur Miete wohnte. Sie stieg aus. Jörg folgte ihr bis hinauf in die Wohnung.

„Leg dich hin. Erhole dich. Die Fahndung läuft. Alle verfügbaren Kräfte suchen nach dem Schützen. Wir kriegen ihn. Und dann wird es sein, wie es immer ist. Einer dieser wohlstandsverwöhnten Spinner ist durchgedreht oder irgendein Verirrter lebt seine posttraumatische Belastungsstörung aus. Wir kehren all diesen Unrat zusammen und dann ab damit in den Knast.“

Er umarmte sie kurz, drehte sich um und zog die Tür beim Verlassen der Wohnung hinter sich zu. Christine ging in die Küche, goss sich ein Glas Wasser ein und setzte sich an den Tisch. Sie trank in kleinen Schlucken.

Gerne hätte sie jetzt mit Torben telefoniert. Aber der befand sich mit seinem Orchester in Montreal, und in Kanada war es gerade mitten in der Nacht. Vielleicht war es auch ganz gut so. Dadurch blieb ihr Zeit, sich zu überlegen, wie viel sie ihm erzählen wollte.

Christine beschloss, sich einen Moment hinzulegen. Die Kopfschmerzen kehrten zurück, sie kramte im Bad eine Packung Schmerzmittel hervor, nahm zwei Tabletten auf einmal und legte sich im Wohnzimmer auf das Sofa. Sie schlief sofort ein.

Der schrille Rufton des Mobiltelefons weckte sie. Benommen riss sie die Augen auf, aber sie konnte nichts sehen. Um sie herum nur Finsternis. In der Ferne leuchteten einige farbige Lichter. Bevor die Panik in ihr aufzog, infolge der Kopfverletzung womöglich unter Sehstörungen zu leiden, begriff sie endlich. Es war dunkel. Es war Nacht oder zumindest später Abend. Sie musste viele Stunden geschlafen haben. Die bunten Lämpchen gehörten zu elektrischen Geräten, die damit ihren Betriebszu-

stand mitteilten. Der Fernseher, der DVD-Player, der Internet-Router an der Wand.

Sie richtete sich auf, griff nach dem bimmelnden, vibrierenden und leuchtenden Telefon und nahm das Gespräch an. Dann tippte sie auf das Lautsprecher-Symbol, ließ sich zurücksinken und legte sich das Gerät auf die Brust.

„Hallo Torben“, grüßte sie. „Schön, dass du anrufst.“

Der Redeschwall, der nun auf sie einprasselte, war ihr eigentlich zu viel. Torben ließ seiner Begeisterung über die Dienstreise nach Kanada an das weltberühmte Sinfonieorchester in Montreal freien Lauf. Aber woher sollte er auch wissen, in welchem Zustand sie sich befand?

„Hier ist alles total professionell“, schwärmte er. „Pünktlich, diszipliniert, auf höchstem Niveau.“

Es entstand eine Pause. Sie richtete ihren Blick an die Zimmerdecke.

„Und dazu dieses Land, die Menschen. Einfach phantastisch“, setzte er nach und dann: „Wie geht es dir? Ist alles ok?“

Der sanfte Mann besaß ein feines Gespür für Stimmungen. Er nahm die negativen Schwingungen selbst über den Atlantik wahr und sorgte sich plötzlich um seine Christine.

„Ich lebe noch.“

Kaum kamen die Worte über ihre Lippen, hätte sie sie am liebsten wieder eingefangen. Sie wollte ihm den wundervollen Aufenthalt dort nicht verderben. Sie hatte sich hinreißen lassen. Er fehlte ihr. Jetzt, besonders an diesem Tag und in jenem Moment. Sie weinte leise.

„Was ist passiert?“

„Auf mich wurde geschossen.“

„Bist du verletzt? Wo bist du gerade?“

„Ich bin Zuhause. Es geht mir soweit gut. Nicht viel passiert. Prellungen, eine Platzwunde. Glück gehabt.“

„Wie jedes Mal, wenn du an einem Schusswechsel beteiligt warst. Überstrapazier dein Glück nicht.“

„Ich weiß, ich weiß es *jetzt*.“

„Was bedeutet das?“

„Diesmal war es anders. Gezielt.“

„Jemand will dich tot sehen?“

„Keine Ahnung, wir wissen noch nicht viel.“

„Ich komme nach Hause.“

„Nein! Nein, das möchte ich nicht. Ich möchte, dass du in Sicherheit bist. Bis ich weiß, wer dahinter steckt.“

„Ok, ich verstehe. Vielleicht denkst du mal darüber nach, ob es noch ein anderes Leben für dich geben könnte. Weniger als Polizistin. Oder wenigstens nicht auf der Straße.“

„Ich denke darüber nach, versprochen.“

Torben schwieg.

„Hallo?“

„Ja, ich bin noch da.“

„Also, dir gefällt es dort, sagst du?“

„Absolut! Stell dir vor, bis vor kurzem war Kent Nagano hier Chefdirigent. Ich meine, *der* Kent Nagano.“

Der Name sagte ihr nicht viel. Christine liebte klassische Musik, aber in ihrer Erinnerung tauchte nur vage das Bild eines Asiaten in ihrem Gedächtnis auf, mehr leider nicht.

„Aha“, entfuhr es ihr. „Ein Chinese?“

Torben lachte.

„Banause. Er ist US-Amerikaner. Seine Familie stammt aus Japan.“

„Knapp daneben“, scherzte sie kraftlos.

„Du fehlst mir.“

„Du mir auch.“

„Ich meine, nicht nur jetzt, hier, in diesem Moment. Du fehlst mir immer. In *jedem* Moment. Nachdem morgens die Tür hinter dir zufällt. Bevor du abends nach Hause kommst. In meinen Orchesterpausen. In jeder Sekunde meines Lebens. Manchmal wache ich nachts auf und vergewissere mich, ob du wirklich neben mir liegst.“

Christine spürte einen Kloß im Hals.

Torben sprach weiter.

„Montreal liegt in der Provinz Quebec. Die Menschen hier sprechen französisch. Sie sind weltoffen und freundlich. Es würde dir hier gefallen. Keine 100 Meilen bis in die USA, keine 400 Meilen nach New York. Wenn man das will. Wir könnten auch einfach hier bleiben. Dieses Land bietet uns mehr als man in einem Leben annehmen kann.“

„Was genau möchtest du mir damit sagen?“

Torben antwortete nicht gleich.

„Hallo? Bist du noch da?“

„Es gibt ein Angebot.“

„Ein Angebot? Was für ein Angebot?“

„Ich könnte hier im Symphonieorchester spielen.“

„Aber, das ist doch wunderbar“, war das Erste, was Christine dazu einfiel. Und dann wurde ihr die Dimension dieser Offerte bewusst. Acht bis neun Stunden Flugzeit, tausende Kilometer würden sie und Torben voneinander trennen. Und das jagte ihr Angst ein.

Jetzt war er es, der nichts mehr hörte.

„Christine? Bist du noch dran?“

„Ja, ja, natürlich“, schniefte sie.

„Es ist noch garnichts entschieden“, versuchte er, sie zu beruhigen. „Ohne dich gehe ich nirgendwo hin.“

„Das ist lieb, dass du das sagst. Aber ich möchte dir keinesfalls im Weg stehen. Du hast es verdient.“

„Du stehst mir nicht im Weg. *Du* bist mein Weg. Daran besteht für mich kein Zweifel.“

„Aber wie soll das denn gehen? Eine Fernbeziehung? Oder wir zwei etwa in Kanada?“

Das letzte Wort entfuhr ihr in Bedenken gehüllt.

„Wir beide bekommen ein Visum, wir könnten heiraten, eine Familie gründen, die Staatsbürgerschaft beantragen ...“

Wow, die Begeisterung und das Tempo, welches Torben in seinen Vorschlag gelegt hatte, raubten ihr für einen Moment den Atem.

„Auswandern? Heiraten? Familie gründen?“, stammelte sie.

„Ich weiß, das ist alles ein wenig viel auf einmal. Aber ich bin so furchtbar entschlossen. Ich sehe es ganz deutlich vor mir.“

„Torben, du überfährst mich ein wenig.“

„Nein, nein. Das will ich nicht. Du hast alle Zeit der Welt. Ich will dir nur zeigen, wie weit ich alles schon überdacht habe. Tut mir leid, wenn dich das gerade überrollt.“

„Aha, da bin ich ja beruhigt“, entfuhr es ihr etwas spitz. „Sag mal, hast du mir gerade einen Heiratsantrag gemacht?“

Torben räusperte sich.

„Ja, ich weiß, am Telefon ist das blöd. Ich wollte ja auch damit warten, aber jetzt ist es halt raus. Ich denke darüber bereits seit Wochen nach.“

Der Kloß in Christines Hals war wieder da.

„Schatz“, krächzte sie. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Das kommt sehr überraschend.“

„Ich weiß, ich weiß. Aber wenn du hier wärst, dann könntest du spüren, wie richtig sich das anfühlt.“

Jetzt musste sie schmunzeln. So kannte sie Torben nicht. Er fiel für gewöhnlich nicht mit der Tür ins Haus. Er überlegte sich sehr genau, was er tat. Dass nun plötzlich alles aus ihm heraus platzte, war ungewöhnlich.

„Hast du noch Jetlag? Oder hast du was getrunken?“

„Nein, nein. Nie sah ich klarer als heute.“

Es war verrückt. Torben ließ sich nicht beirren. Er schien fest davon überzeugt zu sein, das Richtige zu tun.

„Ok, ich denk darüber nach.“

„Ja, tu das. Und ich mache dir noch einen offiziellen Antrag, natürlich. Versprochen. So mit Ring und so, und wir gehen essen. Vielleicht zum Chinesen. Oder nein, zu unangemessen. Italiener geht auch nicht. Nells Park! Wir gehen ins Nells Park Hotel. Ja? Aber, ich muss jetzt zurück. Meine Pause ist vorbei. Ich liebe dich.“

„Ich dich auch, du verrückter Kerl.“

Sie musste lachen. Seine letzten Worte klangen nun wieder nicht danach, als hätte er sich wirklich alles ganz genau überlegt.

Aus dem Telefon auf ihrem Bauch ertönte ein glucksender Ton, Torben hatte das Gespräch beendet. Der Bildschirm dimmte die Helligkeit herunter. Sie legte das Gerät zurück auf den Wohnzimmertisch.

Sie fühlte sich wie nach einer rasanten Karussellfahrt, irgendwie euphorisch, ein wenig durcheinander. Gleichzeitig verspürte sie das angespannte Prickeln wie bei der Furcht vor dem ersten Sprung vom 5-Meter Brett im Schwimmbad als junges Mädchen. Sie wusste, dass sie schwimmen konnte, sie wusste, das Wasser war weich, sie ahnte, wie weit sie eintauchen würde, aber trotz aller ihr bekannten Konstanten, fürchtete sie die unbekannt

Variablen. Sie musste springen, schließlich sahen ihre Freunde von unten erwartungsvoll zu.

Aber was geschah, wenn es schief ging? Wenn sie und Torben scheiterten? Aber war das nicht immer so im Leben? Wie oft kam man denn an eine Stelle, die man kannte und genau wusste, was zu tun war? Selten bis niemals. Das Dasein blieb ein Wagnis, von Anfang bis zum Ende. Und wen hätte sie für dieses Wagnis gerne an ihrer Seite? Torben! Also war doch alles klar. So wie er es gesagt hatte. Was jetzt folgte, war ein natürlicher, weiterer Schritt in ihrem Leben. „Schreite voran“, würden ihr Mama und Papa raten und ihre Hand loslassen, damit sie es allein probieren konnte. Ihr Leben leitete soeben eine Wende ein und sie spürte bereits die aufziehenden Fliehkräfte, die dabei auf sie wirkten.

Was sie ebenfalls spürte, waren die Kopfschmerzen. Ihre Platzwunde pochte. Sie stand auf, ging in die Küche und nahm noch einmal zwei Schmerztabletten ein. Das Glas Wasser trank sie leer und schüttete sich ein weiteres ein, das sie mit ins Wohnzimmer nahm. Dort griff sie nach der sorgsam zusammengelegten Decke auf dem Sessel und legte sich wieder auf das Sofa. Hier wollte sie die Nacht verbringen. Denn in dem Raum spürte sie noch die wunderbaren Schwingungen aus dem Gespräch mit Torben. Er hatte in diesen dunklen Stunden ein kleines Licht angezündet und nun war es an ihr, daraus ein helles Feuer zu entfachen.

Sie zog die Decke bis ans Kinn und dachte darüber nach, was sie alles erwartete.

Was würde aus ihrem Job werden? Ob sie ihre Wohnung aufgeben müsste? Ja, klar, natürlich. Und Torben? Wollte er das Haus verkaufen? Aber was, wenn sie zurückkämen? Sagte er nicht, sie sprechen in Montreal französisch? Das war ihre Muttersprache. Sein franzö-

sisch hingegen klang grauenvoll. Aber in Kanada sprach man doch sicher auch englisch.

Der Gott des Schlafs nahm sie schließlich in die Arme und all diese Fragen blieben unbeantwortet. Hypnos übergab das schlafende Menschenkind an Morpheus, der ihr unruhige Träume bescherte.

## **Ein alter Feind**

Wieder war es das Mobiltelefon, das sie weckte. Sie öffnete ihre Augen, blinzelte in gleißendes Tageslicht und tastete nach dem Gerät auf dem Tisch.

Es war Jörg Rottmann, der anrief. Sie nahm das Gespräch an.

„Guten Morgen.“

Der erwartete Gruß vom anderen Ende blieb aus.

„Lorscheiders Sohn ist tot!“

Ruckartig richtete sie sich auf und bereute es sogleich. Ihr Hinterkopf protestierte. Sie ignorierte es.

„Was? Wie?“

„Brandanschlag. Ist nicht viel übrig von ihm.“

Kommissarin Bernard hatte Mühe, zu begreifen, was geschehen war. So ungeheuerlich empfand sie diese Nachricht.

„Ja, aber warum?“

„Keine Ahnung. Er stieg in seinen Wagen und rums!“

„Wo?“

„Vor seiner eigenen Garage. Heute Morgen.“

„Und Lorscheider?“

„Was denkst du? Hier ist die Hölle los. Erst der Anschlag auf dich, dann der Sohn vom Alten. Die Staatsanwaltschaft brummt wie ein Wespennest.“

„Soll ich zur Kriminaldirektion kommen?“

„Nein. Bist du Zuhause?“

„Ja.“

„Dann bleib da. Ich komme später zu dir und berichte. Wir haben gleich Besprechung.“

„Was ist mit der Fahndung nach dem Schützen, der auf mich geschossen hat? Gibt es schon Ergebnisse?“

„Ja und nein. Ich erzähle es dir, wenn ich da bin.“

Das Gespräch wurde beendet. Sie legte das Gerät aus der Hand.

Kurz glaubte sie, den Duft von Pfannkuchen wahrzunehmen und erinnerte sich diffus an das Aroma von kanadischem Ahornsirup. Beides wusste Christine nicht im Haus, aber der Anruf hatte sie aus dem Schlaf gerissen, vielleicht stammte der falsche Sinnesindruck aus einem Traum. Auf jeden Fall verspürte sie einen Bärenhunger und ein Bad würde ihr bestimmt guttun.

Während das Wasser in die Wanne lief, stellte sie die Kaffeemaschine an. Frisch gebrühter Kaffee und ein oder zwei warme Toast mit Butter und Käse sollten nach dem Bad ebenfalls zu ihrem Wohlbefinden beitragen.

Sie entkleidete sich, steckte das lange dunkle Haar hoch und stieg in das dampfende Becken. Ihr Körper entspannte sich, doch ihr Geist lief auf Hochtouren.

Staatsanwalt Walter Lorscheider war einer ihrer Vorgesetzten in der Kriminaldirektion. Ein rechtschaffener, aufrechter Mann mit Rückgrat. Sein Sohn Daniel hatte wie der Vater Rechtswissenschaften studiert, wählte nach dem Studium allerdings die andere Seite als Jurist. Seiner Arbeit als Anwalt hing ein zweifelhafter Ruf an. Er verteidigte vorzugsweise reiche Angeklagte, paukte sie aus ihren Verfahren heraus und umgab sich anschließend gerne mit ihnen. Es gefiel ihm, in gehobenen Kreisen gesehen zu werden. Für die Opfer dieser Trickserien zeigte er kein Mitgefühl. Er kleidete sich exklusiv, fuhr teure Sportwagen und lebte verschwenderisch. Auch ließ er sich oft und bevorzugt mit weniger seriösen Mandanten ein, stellte Abmahnungen an deren unliebsame Mitbewerber zu oder überzog sie mit ungerechtfertigten Forderungen, sodass die sich um die Abwehr lästiger Inkasoverfahren kümmern mussten, anstatt um ihre Geschäfte. Lorscheider missbilligte den beruflichen Werdegang des Sprösslings stets und machte daraus kein Geheimnis.

Aber er war nun mal sein Sohn. Die Gesellschaft von Fremden kann man sich aussuchen, Familie nicht.

Nun war er also tot. Gewaltsam, durch einen Anschlag. Sein Lebenswandel und Freundeskreis bot eine Vielzahl möglicher Täter. Daniel Lorscheider hatte sich viele Feinde gemacht. Und manchmal sind es ja auch die vermeintlichen Freunde, die einem nach dem Leben trachten.

Kommissarin Bernard kannte Lorscheiders Sohn, wenn auch nur flüchtig. Sie war ihm einige Male begegnet, aber mehr als zwei, drei Sätze hatten sie nie miteinander gesprochen.

Einen Zusammenhang zwischen den Attentaten auf sie und Daniel Lorscheider hielt sie zwar nicht für unmöglich, aber doch für wenig wahrscheinlich. Ein Heckenschütze wollte Kontrolle über sein Werk haben. Dazu passte es, jemanden aus der sicheren Ferne zu erschießen. Gezielter Schuss, unentdeckt zurückziehen, einen vorbereiteten Fluchtweg nutzen.

Der Brandanschlag hingegen barg Unwägbarkeiten. Die Zielperson könnte den Wagen am betreffenden Tag gar nicht verwenden oder eine andere Person stieg hinein. Auch die Gefahr des Versagens eines Brandsatzes bestand oder dem Opfer gelang es, sich aus den Flammen zu befreien. Auf solche Variablen ließ sich ein Mensch mit Kontrollbedürfnis nicht ein. Der bevorzugte Konstanten.

Sie schloss ihre Augen und versuchte, ihren Kopf freizubekommen. Eine viertel Stunde lag sie so da. Schweißperlen bildeten sich auf ihrer Stirn, liefen schließlich herab und kitzelten sie auf der Haut. Sie richtete sich auf und wusch sich mit einem Schwall Wasser das Gesicht. Dann stieg sie aus der Wanne und trocknete sich ab. Sie wischte den Spiegel frei und betrachtete den

großen Bluterguss auf ihrem Brustkorb. Er begann bereits damit, weitere Farben anzunehmen.

In ihren Bademantel gehüllt saß sie kurze Zeit später im Wohnzimmer auf dem Sofa und genoss ihr Frühstück. Anschließend scrollte sie auf ihrem Mobiltelefon durch mehrere Nachrichtenseiten, las Artikel und kontrollierte ihren Posteingang. Torben hatte eine E-Mail mit Fotos aus Kanada geschickt. Montreal im Schnee, die bunten Lichter der Stadt spiegelten sich im Schmelzwasser auf den Straßen. In einem Restaurant hatte er seinen Teller mit einem riesigen Burger darauf fotografiert. „Giant-Caddy! hieß das Ding. Der Hamburger war mehr als eine Hand breit hoch und der Durchmesser betrug fast 20 Zentimeter. Sogar ein Spiegelei und gegrillte Baconstreifen befanden sich oben auf. Christine hätte zwei Tage gebraucht, um den zu essen. Doch Torben hatte sich offenbar noch American Fries und einen Pitcher Cola dazu bestellt.

„Oh, weh“, dachte sie. „Das gibt Bauchschmerzen.“

Sie wurde schläfrig und nickte ein. Das Telefon glitt ihr aus der Hand und rutschte auf den Teppichboden.

Es war bereits Nachmittag, als ein schriller Ton sie weckte. Irgendwer klingelte. Sie erinnerte sich an das Gespräch mit Jörg Rottmann, der seinen Besuch angekündigt hatte.

Auf nackten Füßen tapste sie in den Flur, drückte den Türöffner und ließ ihn ins Haus. Dann öffnete sie die Wohnungstür und ging ins Bad.

Während sie auf der Toilette saß, hörte sie, wie jemand die Wohnung betrat.

„Ich komme gleich!“, rief sie durch die geschlossene Tür.

Niemand antwortete.

„Jörg?“

Wieder keine Reaktion. Sie lauschte. Es war nichts zu hören. Nun war sie beunruhigt. Plötzlich empfand sie es als leichtsinnig, jemanden ins Haus und in die Wohnung zu lassen ohne sich zu vergewissern, wer es war. Schließlich hatte man auf sie geschossen.

Christine wusch sich die Hände und trat aus dem Bad.

„Hallo?“, rief sie.

Keine Antwort. In den Räumen blieb es still. Nur die Küchenuhr tickte.

Sie überlegte, ob sie sich ein Messer aus der Küchenschublade holen sollte. Aber wenn der Schütze es bis in ihre Wohnung geschafft hatte und er sie jetzt umbringen wollte, hätte er bestimmt eine Waffe dabei und würde sie einfach erschießen. Messer hin, Messer her.

Mit klopfendem Herzen schaute sie in den Flur. Niemand war zu sehen. Dann betrat sie das Wohnzimmer. Auch dort war anscheinend keiner anwesend. Plötzlich spürte sie, dass sich jemand hinter ihr befand und aus den Augenwinkeln sah sie, dass sich die Tür bewegte. Ihr Puls pochte bis hinauf in ihre Schläfen. Sie fuhr herum und vor ihr stand ein Mann.

„Na, hast du jetzt was dazu gelernt?“, raunte er.

„Jörg!“, schnaufte sie und atmete all die Luft aus, die sie sekundenlang angehalten hatte. „Bist du verrückt? Mich so zu erschrecken.“

„Sei froh, dass du noch lebst.“

Etwas in seiner Stimme beunruhigte sie.

„Was ist los?“

„Setzen wir uns.“

Der Hauptkommissar nahm auf der vorderen Sesselskante Platz. Kommissarin Bernard setzte sich auf das Sofa, zog die Beine an und bedeckte ihre kalten Füße mit der Wolldecke.

Jörg Rottmann griff in die Innentasche seiner Jacke und zog ein Foto heraus. Ohne einen Blick darauf zu werfen schob er es ihr über den Wohnzimmertisch entgegen. Sie nahm es, schaute es sich an und erschrak.

„Karberg!“, presste sie hervor. „Das ist Adolf Karberg.“

Der Hauptkommissar deutete auf das Foto in ihrer Hand und setzte sich bequemer in den Sessel.

„Genau“, bestätigte er ihre Feststellung. „Karberg beim Tanken seines Wagens in Luxemburg. Einen Tag vor dem Anschlag. Die Aufnahme stammt von einer Überwachungskamera auf der anderen Straßenseite. An die hat er wohl nicht gedacht oder sie nicht bemerkt. Ist ja auch eigentlich verboten. Der Überwachungsbereich einer Kamera darf nicht das Gelände fremder Grundstücke oder den öffentlichen Raum erfassen. Datenschutz-Scheiße. Aber ... Der liebe Gott mag Polizisten. Und da wären wir also, mit einem Beweis, dass der alte Killer es offenbar auf dich abgesehen hat.“

Jörg verstummte, doch Christine spürte, dass da noch mehr war, er nur nicht wusste, ob und wie er es ihr sagen sollte.

Sie hob ihren Kopf und sah ihn an.

„Das war noch nicht alles?“

Der Hauptkommissar presste die Lippen zusammen und nickte.

„Günther Hagemann von der Spurensicherung sagt, laut Einschusswinkel hat Karberg auf deinen Kopf gezielt. Du hast ein riesen Glück gehabt. Eine Sprosse des Fensterkreuzes hat das Projektil nach unten abgelenkt, deswegen ging der Schuss in die Weste.“

Für einen Augenblick hielt sie die Luft an und schloss ihre Augen. Dann betrachte Christine noch einmal die

Aufnahme. Adolf Karberg, der Auftragsmörder aus Südwestafrika, war immer noch in Europa und hatte es ganz offensichtlich auf sie abgesehen. Ihr wäre es lieber gewesen, er wäre nach ihrem Zusammentreffen<sup>1</sup> in einem zurückliegenden Fall in sein Heimatland zurückgekehrt und irgendwann irgendwo in der Wüste Namibias mit dem Auto liegen geblieben und dort verdurstet.

Sie dachte nach. „Anschlag“, hatte Jörg gesagt. „Jetzt war es also offiziell ein Anschlag auf sie persönlich. Auf eine wenig bedeutende Kommissarin aus Trier.“

„Aber wieso?“, fragte sie unvermittelt.

Jörg zuckte mit den Schultern und schaute sie an.

„Du und Kriminaloberkommissarin Katja Nawrot seid die einzigen, die ihn identifizieren und eindeutig einem Verbrechen zuordnen können. In einem Mordprozess gegen ihn wegen des Todes von Katjas Kollegen wäre sie die Augenzeugin. Schwere Körperverletzung, deine Entführung und seine Mordversuche gegen dich und Katja kämen noch dazu. Da haut ihn dann auch kein Anwalt mehr raus.“

„Aber der hätte mich doch einfach hier vor der Tür erschießen können. Wozu dieser Aufwand im Schrebergarten?“

Hauptkommissar Rottmann verzog das Gesicht.

„Wer weiß schon, was in den Schädeln all dieser Bekloppten da draußen vor sich geht? Vielleicht sollte es vor unser aller Augen geschehen? Als Warnung. Oder er hatte Angst vor Entdeckung oder er dachte, du würdest bewacht. Da lag er lieber irgendwo im Busch und schoss unentdeckt aus dem Hinterhalt. Was weiß ich?“

Plötzlich sorgte sie sich um ihre ehemalige Kollegin vom Personenschutz. Nachdem Katja sich im Dienst

<sup>1</sup>Christine Bernard - Die Zeugin

mehrfach lebensgefährliche Verletzungen zugezogen hatte, quittierte sie den Polizeidienst, damit ihr kleiner Sohn nicht irgendwann zum Waisenkind wurde.

„Weiß Katja Bescheid?“

Jörg nickte.

„Läuft schon. Sie und ihr Sohn erhalten Personenschutz.“

Christine legte das Foto aus der Hand.

Jörg Rottmann räusperte sich.

„Es gibt noch was. Tanja ist krankgeschrieben. Die hat den Anblick der verkohlten Leiche von Lorscheiders Sohn nicht verkräftet. Boxerstellung, der hatte die Hände noch am Lenkrad kleben.“

Der Hauptkommissar ahmte die Körperhaltung eines Sportlers nach, der im Ring seine Grundstellung einnimmt. Zumindes annähernd. Christine erinnerte sich an einen entsprechenden Lehrgang für Rechtsmedizin während ihrer Ausbildung, in der die Auffindesituationen bei Brandopfern beschrieben wurden.

„Wisst ihr schon was über den Täter und die Brandbombe?“

Jörg Rottmann winkte ab.

„Das wird schwierig werden. Die Bauteile des Brandsatzes sind Allerweltsteile. Simple Konstruktion. Eine Grillzange als Druckauslöser, sobald jemand ins Auto einsteigt. Ein Lichtbogenfeuerzeug aus China und ein Gefrierbeutel gefüllt mit Benzin, alles mit Klebeband aneinander befestigt. Der Täter schlug einfach die hintere Fensterscheibe ein, öffnete den Wagen und deponierte das Konstrukt unter dem Fahrersitz. Lorscheiders Sohn bemerkte den Glasbruch wahrscheinlich als er zum Fahrzeug ging und dachte: „Einbruch-Diebstahl.“ Er will den Wagen zur Werkstatt fahren, setzt sich auf den Fahrersitz

und löst den Mechanismus aus. Der Lichtbogen brennt ein Loch in den Gefrierbeutel und entzündet den Treibstoff.“

„Wer denkt sich so etwas aus?“

„Kranke Menschen?“

Der Hauptkommissar erhob sich.

„Ich muss los.“

Christine begleitete Jörg hinaus und schloss die Wohnungstür hinter ihm. Dann nahm sie wieder ihren Platz auf dem Sofa ein. Sie dachte an Tanja. Die Polizeimeisterin hatte also eine Entscheidung getroffen und den Polizeidienst quittiert. Das war schade, denn Christine mochte ihre Kollegin gut leiden, aber für Tanja und ihren Seelenfrieden war es wohl das Beste. Dann verdunkelten sich ihre Gesichtszüge und das Bild eines Mannes erschien vor ihrem geistigen Auge. Adolf Karberg, der Berufsmörder. Würde er irgendwann von ihr ablassen und sich damit zufriedengeben, ihr einen gehörigen Schrecken eingejagt zu haben? Wohl kaum. Sie teilte Jörgs Einschätzung, dass Karberg Augenzeugen beseitigen wollte, deren Aussagen ihn ins Gefängnis bringen konnten. Er war der deutschen Polizei nur mit knapper Not entwischt. Christine hatte ihn verletzt und die Kollegen ihn bis über die Grenze nach Frankreich gehetzt. Zu der rationalen Schlussfolgerung Zeugen aus der Welt schaffen zu müssen gesellte sich womöglich noch der Wunsch nach Rache für die Schmach, wie ein geprügelter Hund davongejagt worden zu sein. Männer aus dem kriminellen Milieu litten ohnehin an einem überzogenen Ehrgefühl und fühlten sich wegen Belanglosigkeiten bereits in ihrem Stolz gekränkt. Der Fall Karberg konnte also nur enden, wenn der Mann verhaftet und lebenslang weggesperrt werden würde. Daran führte kein Weg vorbei. Anderenfalls sollten Katja und sie sich nie mehr sicher fühlen.

Dann dachte Kommissarin Bernard an den Anschlag auf Lorscheiders Sohn. Es beunruhigte sie, dass die Gewalt immer näher an ihr eigenes Leben heranrückte. Den Sohn eines Staatsanwalts zu töten war ein unmittelbarer Angriff auf die Ordnungsbehörden. Die würden mit der geballten Staatsmacht reagieren. Wie groß musste der Antrieb eines Täters sein, einen derart mächtigen Gegner herauszufordern? Oder wie dumm konnte er sein? Oder gar verzweifelt?

Christine wurde schläfrig und schloss für einen Moment die Augen. Als sie sie wieder öffnete, dämmerte es bereits. Sie hatte den Tag verschlafen.

Ihr Mobiltelefon zeigte einen verpassten Anruf an. Torsten Kluge hatte ihr daraufhin eine Nachricht hinterlassen. Er erkundigte sich nach ihrem Befinden. Sie ließ das Gerät seine Nummer wählen. Das Gespräch erreichte ihn im Auto. Im Hintergrund hörte Christine den Fahrtwind rauschen.

„Wie geht es dir?“, krächzte es aus dem Lautsprecher.

„So weit gut. Ich kann wieder arbeiten.“

„Damit warten wir noch.“

„Aber ihr seid unterbesetzt.“

„Wir haben uns Hauptkommissar Nilles ausgeliehen. Du bleibst ein paar Tage zuhause und kurierst dich aus.“

Es war zwecklos. Ihr Vorgesetzter duldet keinen Widerspruch. Torsten Kluge hatte sein Fahrziel erreicht, wünschte gute Besserung und beendete das Gespräch.

Christine legte das Telefon aus der Hand und dachte an ihren Mentor und alten Freund der Familie.

Luc war also erneut bei „Mord und Totschlag“ im Einsatz, wie er es ausdrückte. Er hasste Ermittlungen bei Gewaltstraftaten und hatte sich deshalb ins Betrugsdezer-

nat versetzen lassen. Doch die Personalnot führte ihn immer wieder zurück.

Die darauffolgenden Tage verliefen ereignislos. Sich zu erholen war eben langweilig. Sie schaute fern, telefonierte mit Torben, las etwas oder hörte Musik. Karin Vollmer stattete ihr einen Besuch ab und erkundigte sich nach ihrer seelischen Verfassung. Das robuste Gemüt der Kommissarin überzeugte die Polizeipsychologin ein weiteres Mal und so fand sie keine Einwände, Christine nach dem Abschluss der körperlichen Genesung den Dienst wieder antreten zu lassen.

Bis dahin begann die aus Verzweiflung ihre Wohnung gründlich zu putzen, und den Balkon und den Flur auf ihrer Etage gleich mit. Nachdem sie damit fertig war, hätte sie niemand mehr daran hindern können, am folgenden Tag endlich ihre Arbeit in der Kriminaldirektion aufzunehmen.

Eine Stunde vor Dienstbeginn saß sie bereits an ihrem Schreibtisch und las ihre E-Mails, Vernehmungsprotokolle und Berichte der kriminaltechnischen Untersuchung und der Rechtsmedizin. Als Torsten Kluge das Büro betrat, kannte sie den aktuellen Stand der laufenden Ermittlungen und zeigte sich enttäuscht.

„Im Fall Daniel Lorscheider gibt es ja kaum Erkenntnisse.“

Der Hauptkommissar schälte sich aus seinem Mantel.

„Leider“, kommentierte er ihre Feststellung. „Nicht die Spur einer Spur. Alle Verdächtigen, die wir ermitteln konnten und die ein Motiv hätten, haben tatsächlich ein Alibi.“

„Das ist ungewöhnlich. Andererseits, in den Kreisen in denen Lorscheider Junior verkehrte, führt man Morde üblicherweise nicht persönlich aus. Man beauftragt jemanden damit.“

„Aber nicht mit Brandanschlägen. Da haben andere Methoden Tradition. Erschießen, erstechen, Selbstmord vortäuschen und so weiter.“

Torsten Kluge setzte sich an seinen Schreibtisch. Kommissarin Bernard sah aus dem Fenster.

Sie erinnerte sich an Fälle, bei denen die Ermittlungen zunächst nicht zu verwertbaren Erkenntnissen führten, weil der Täter zu weit vom Opfer entfernt war und somit kein Motiv zu erkennen war. Täter und Opfer mussten in irgendeiner Weise eine Beziehung zueinander haben. Sonst konnte es passieren, dass sich kein Ermittlungsansatz bot. Darin lag ja die Schwierigkeit, einem Auftragsmörder eine Tat nachzuweisen. Der hatte in der Regel nämlich keine Beziehung zum Opfer. Und der Auftraggeber beschaffte sich ein zuverlässiges Alibi. War Daniel Lorscheider doch Opfer eines Auftragsmörders geworden? Hatte er durch sein Verhalten oder seiner Tätigkeit als windiger Verteidiger mächtige Feinde gegen sich aufgebracht? Die mageren Ermittlungsergebnisse legten diese Vermutung nahe. Dagegen sprach allerdings der Modus Operandi.

„Wir sollten den Kreis der Verdächtigen erweitern. Der Täter könnte nur indirekt mit Lorscheider Junior in Verbindung stehen.“

Hauptkommissar Kluge verzog das Gesicht.

„Das bedeutet eine Vervielfachung der zu überprüfenden Personen. Wer soll das abarbeiten?“

„Sprich mit dem Senior. Es handelt sich schließlich um seinen Sohn. Wir brauchen mehr Personal.“

Torsten Kluge schnaufte und sah auf seine Armbanduhr.

„Vielleicht später. Wir haben gleich Dienstbesprechung.“

## **Soko Winterfeuer**

Auf dem Weg zum Besprechungsraum begegneten sie Jörg Rottmann und Luc Nilles. Die beiden würden wohl niemals gute Freunde werden, aber sie schienen sich zusammenzurufen. Die Spannungen früherer Tage zwischen den so unterschiedlichen Hauptkommissaren traten jedenfalls nicht mehr offen auf. Sie übten den respektvollen Umgang miteinander. Christine musste beim Anblick der zwei schmunzeln, wusste sie nur zu gut, wie schwer es jedem einzelnen fallen dürfte. Aber bis Tanja ihren Dienst wieder antreten würde, waren sie nun mal ein Team.

Torsten Kluges Mobiltelefon klingelte. Er nahm das Gespräch an, aber er sprach nicht, sondern hörte nur zu und Christine spürte sofort, wie brisant die Nachricht sein musste. Er gab Handzeichen und lauschte weiter dem Anrufer. Jörg und Luc blieben stehen.

„Ok, wir kommen“, sagte er, dann beendete er die Verbindung.

„Bombenanschlag im Parkhaus am Landgericht auf Richter Seiler.“

Kommissarin Bernard kannte Moritz Seiler. Nicht gut, aber in einigen Verhandlungen an denen sie teilgenommen hatte, führte er den Vorsitz. Sein Bild erschien ihr im Geiste und sie erinnerte sich an den drahtigen unscheinbaren Mann Mitte Fünfzig. Graues Haar, die Anzüge schienen ihm immer eine Nummer zu weit zu sein. An mehr konnte sie sich nicht erinnern. Soweit sie das beurteilen durfte, leitete er die Verhandlungen sorgfältig und trotz einer gewissen Strenge durchaus mit Respekt gegenüber den Angeklagten. Das mochten die vielleicht anders sehen, aber so war nun mal ihr Eindruck.

Während sie zu den Dienstfahrzeugen eilten, telefonierte Torsten Kluge mit Günther Hagemann, dem Leiter

der Spurensicherung. Der Polizeihauptmeister stellte ein Team zusammen und rückte sofort aus.

Das Parkhaus am Landgericht war eines der größten in Trier und lag zentral nicht weit von der City entfernt. Die Kollegen von der Streife hatten den Bereich um die Parkgarage und das Gerichtsgebäude bereits großräumig abgesperrt. Die Kreuzung war geräumt worden, um Platz für Fahrzeuge der Feuerwehr und des Rettungsdienstes zu schaffen. Die Absperrungen und eingerichtete Umleitungen verursachten Verkehrsstaus und bei ortsunkundigen Autofahrern zunächst einmal Verwirrung. Wer ein Navigationsgerät besaß, beachtete dessen Anweisungen, wem keines zur Verfügung stand, versuchte sich bis zum Zielort durchzufragen.

Torsten Kluge lenkte den Dienst-Audi mit Sondersignal und Blaulicht an Fahrzeugschlangen entlang und über zugestellte Kreuzungen hinweg. Jörg und Luc folgten dichtauf in ihrem Wagen. Als sie am Gebäude des Landgerichts vorbei fuhren, sah Christine Rauch aus dem Parkhaus entweichen.

„Ist das Feuer noch nicht gelöscht?“

Torsten warf einen kurzen Blick hinauf in die erste Etage.

„Keine Ahnung. Wir werden es gleich erfahren.“

Sie mussten mit ihren Fahrzeugen einen Sicherheitsabstand einhalten und parkten auf einer Busspur. Sie stiegen aus und liefen zu Fuß zum Eingang des Parkhauses. Ihre Dienstausweise verschafften ihnen sofort Zutritt. Sie benutzten die Fußgängertreppe hinauf zum Tatort. Es stank nach verbranntem Benzin, Gummi, Kunststoff und Lack. Moritz Seilers Wagen war komplett ausgebrannt. Das Feuer war bereits gelöscht, aber aufgrund der enormen Hitze verdampfte weiterhin Löschwasser in dem

Wrack, dessen Wasserdampf aus dem Gebäude ins Freie quoll. Es war also kein Rauch, den Christine gesehen hatte.

Die Löscharbeiten und die automatische Sprinkleranlage hatten riesige Pfützen hinterlassen. Das Wasser lief immer noch ab und gurgelte in der Kanalisation davon. Hier und da tropfte es von der Decke herab.

Zwei Mann waren als Brandwache eingeteilt. Die anderen Feuerwehrlaute rollten bereits Schläuche ein und bereiteten sich auf den Abzug vor. Von den Resten des Fahrzeugs ging keine Gefahr mehr aus.

Der Kleintransporter der Spurensicherung näherte sich. Günther Hagemann saß selbst am Steuer.

„Wieso darfst du hier rauf fahren und wir nicht?“, rief Jörg Rottmann dem Polizeihauptmeister entgegen.

Günther grinste, hielt den Wagen an und stieg aus.

„Tja, das willst du wissen, was?“

„Beziehungen“, setzte er bedeutungsvoll nach. „Die sind nur für den schlecht, der keine hat.“

Der Hauptkommissar ließ es dabei bewenden. Der Ernst der Lage gebot eine gewisse Pietät.

Die gekrümmte Leiche des Richters lag etwa drei Meter vom Fahrzeugwrack entfernt. Der Kopf kahl, die Haut im Gesicht geschmolzen, das Fleisch verbrannt, die Kleidung verkohlt. Der alarmierte Notarzt hatte bereits seine Tasche gepackt und nur noch auf das Eintreffen der Kriminalpolizei gewartet.

„Tod durch Kreislaufversagen aufgrund großflächiger Verbrennungen dritten Grades“, erklärte er. „Laut Zeugen soll er kurz nach dem Anschlag noch gelebt haben. Als ich eintraf, war er allerdings bereits tot.“

„Wo sind die Zeugen?“, fragte Luc und entfernte sich nach einem knappen Hinweis des Arztes in deren Richtung.

Jörg ging in die Hocke und betrachtete die Leiche. Christine und Torsten folgten Günther Hagemann zum Autowrack.

Der Leiter der Spurensicherung zog sich Einweghandschuhe über die Hände und wusste offenbar genau, wonach er suchte. Die beiden Feuerwehrmänner halfen ihm dabei, die verklemmte hintere Tür auf der Fahrerseite zu öffnen. Der Polizeimeister kniete sich vor den Einstieg und begann den Bereich unter dem Fahrersitz zu untersuchen.

„Die gleiche Konstruktion wie bei Lorscheider Junior“, rief er, ohne sich aufzurichten. Dann beförderte er den verschmolzenen Rest eines Feuerzeugs hervor und hielt es sich dicht vor die Augen.

„Wieder ein Lichtbogenfeuerzeug“, erklärte er. „Und die Reste der Grillzange finde ich auch noch.“

„War die hintere Scheibe eingeschlagen als Sie eintrafen?“, fragte Christine einen der Feuerwehrmänner.

„Keine Ahnung, die Druckwelle hatte alle Fenster herausgedrückt bevor wir mit den Löscharbeiten begannen.“

Torsten Kluge räusperte sich.

„Dann war der Wagen geschlossen, als der Brandsatz ausgelöst wurde.“

„Dann läge aber der Leichnam nicht meterweit vom Fahrzeug entfernt“, wandte Günther Hagemann ein und warf einen kurzen Blick auf die Reste des Sicherheitsgurts. „Angeschnallt war er auch nicht mehr.“

„Das deutet für mich auf ein Fahrtende hin. Der Brandsatz explodierte, als Richter Seiler aussteigen wollte“, kombinierte Christine.

Günther Hagemann überlegte.

„Eine Fehlfunktion möglicherweise. Seiler steigt ein und fährt los. Er ist sehr schlank, sogar eher hager. Das geringe Körpergewicht reicht nicht aus, um den Zündmechanismus auszulösen. Er fährt mit der Bombe durch die ganze Stadt bis hierher. Im Parkhaus will er aussteigen, er belastet dabei die Sitzfläche des Fahrersitzes und der Brandsatz zündet.“

Christine stellte sich vor, wie Moritz Seiler den Wagen verlassen wollte.

„Er schnallt sich ab, zieht den Türöffner und stößt sich an der Sitzfläche ab, um auszusteigen. Der erhöhte Druck auf den Sitz und die Gewichtsverlagerung lösen den Mechanismus aus.“

„So könnte es gewesen sein“, bestätigte Günther Hagemann. „Die Explosion drückt die Fenster heraus, reißt die Fahrertür auf und schleudert Seilers Körper davon.“

„Aber wie kam der Brandsatz in das Fahrzeug? Seiler wäre nicht losgefahren, wenn die hintere Fensterscheibe eingeschlagen gewesen wäre“, zweifelte Torsten Kluge. „Wir haben alle gefährdeten Personen und auch die Bediensteten des Landgerichts über den Modus Operandi im Fall Lorscheider informiert. Seiler wusste Bescheid.“

„Du kannst heute im Internet Störsender kaufen, die das Signal der Zentralverriegelung blockieren“, erklärte der Leiter der Spurensicherung. „Der Wagen verriegelt nicht, obwohl du auf die Fernbedienung gedrückt hast. Wer nicht aufmerksam genug ist, bekommt das gar nicht mit. Der abgestellte Wagen bleibt unverschlossen und der Täter kann den Brandsatz deponieren.“

Torsten Kluges Mobiltelefon meldete einen Anruf.

Kommissarin Bernard sah ihren Kollegen telefonieren und vermutete, aufgrund dessen was sie hören konnte, den Staatsanwalt am anderen Ende.

Der Hauptkommissar beendete das Gespräch und ließ das Gerät zurück in die Jackentasche gleiten.

„Wir müssen zur Kriminaldirektion. Lorscheider will uns sehen.“

„Jetzt?“

„Ja, jetzt sofort.“

Sie verabschiedeten sich und traten den Rückweg zum Dienstwagen an.

Die Verkehrsstaus hatten zugenommen. Mittagszeit. Mühsam quälte sich der Strom aus Fahrzeugen durch die Innenstadt. Sie brauchten für die Strecke zur Dienststelle doppelt so lange wie üblich. Ungeduldig wurden sie von Walter Lorscheider in seinem Büro erwartet. Er war nicht allein. Ein Mann erhob sich vom Stuhl vor dem Schreibtisch und stellte sich vor.

„Oberkommissar Niemayer.“

Der Staatsanwalt sprach mit großem Ernst.

„Wir gründen eine Sonderkommission für die Ermittlungen zu den beiden Brandanschlägen. Die Soko ‚Winterfeuer‘ wird durch Karsten Niemayer unterstützt. Oberkommissar Niemayer ist Sprengstoffspezialist, wir kennen uns durch die Zusammenarbeit an einem zurückliegenden Fall. Er wird der Spurensicherung und euch zurarbeiten.“

Walter Lorscheiders Blick fiel auf seine Kommissarin.

„Am besten Sie bringen ihn gleich zum Tatort.“

Dann wandte er sich an Torsten Kluge.

„Mit Ihnen habe ich noch etwas zu besprechen.“

Der Hauptkommissar gab Christine den Schlüssel für den Dienstwagen. Sie verließ das Büro, Oberkommissar Niemayer folgte ihr hinunter auf den Parkplatz für die Dienstfahrzeuge.

Karsten Niemayer nahm auf dem Beifahrersitz Platz, sie stellte den Fahrersitz auf ihre Körpergröße ein und fuhr los. An der Verkehrsdichte hatte sich in der kurzen Zeit nichts geändert. Geduldig lenkte sie den Audi durch die Stadt.

„Kennen Sie Trier?“, fragte sie, während sie den Wagen an eine rote Ampel rollen ließ, davor anhielt und den Gang heraus nahm.

„Wenig. Ich war zwei oder drei Mal hier. Ich lebe in Mainz.“

„Haben Sie ihre Sprengstoffkenntnisse bei der Polizei erworben?“

„Nein, bei der Bundeswehr. Ich bin Quereinsteiger. Ich war Berufssoldat. Hauptfeldwebel in einem Pionier-Bataillon.“

Kommissarin Bernard hatte das sogleich vermutet. Sie schätzte Karsten Niemayer auf Mitte Vierzig. Hätte er eine Laufbahn von Beginn an bei der Polizei absolviert, müsste er bereits Hauptkommissar sein.

Die Ampel zeigte grün, Christine legte den Gang ein und ließ den Wagen über die Kreuzung rollen.

„Sprengstoff ist also ihr Ding?“

„Naja“, wiegelte er ab. „Hat sich so ergeben. Eigentlich wollte ich zu den Tauchern, aber aus gesundheitlichen Gründen wurde ich für untauglich erklärt.“

„Genau genommen haben wir es hier auch nicht mit Sprengstoff zu tun. Die Spurensicherung konnte Benzin als Brennstoff ermitteln.“

„Die Art des Brandbeschleunigers spielt keine Rolle bei einer Explosion. Eine Explosion ist im Grunde genommen eine schnelle Verbrennung. Große Mengen Energie werden in kurzer Zeit freigesetzt. Es entstehen Druck, Temperatur, Expansionsbewegung und Sog. Im Gegensatz zu Verpuffungen oder Impllosionen. Es muss

auch nicht immer Feuer der Auslöser sein. Denken Sie an eine Staubexplosion oder die plötzliche Ausdehnung von Gasen.“

„Ich war in Chemie schwach“, gab Christine lachend zu.

„Dafür bin ich ja jetzt da.“

Kommissarin Bernard parkte den Dienstwagen wieder auf der Busspur und begleitete Karsten Niemayer in das Parkhaus. Auf ihrem Weg zum Tatort überholte sie der Kleinbus eines Bestattungsinstituts. Sie rief nach Günther Hagemann, weil sie ihn nirgendwo sehen konnte. Hinter dem verbrannten Wagen von Richter Seiler richtete sich ein Mann im weißen Kapuzenanzug auf.

„Hier!“

Sie stellte Karsten Niemayer vor, übergab ihn in die Obhut des Polizeihauptmeisters und verabschiedete sich. Auf ihrem Weg die Treppe hinunter begegnete ihr Luc.

„Ich war im Büro des Parkwächters. Auf den Videoaufzeichnungen sieht man nur, wie Seiler ins Parkhaus fährt. Er parkt den Wagen und als er aussteigen will, rums. Dabei ist die Kamera für diesen Gebäudeteil ausgefallen.“

„Mist.“

Luc zuckte mit den Achseln.

„Ich gehe nicht davon aus, dass der Täter sich sein Werk betrachten wollte. Der wird das Parkhaus nie betreten haben. Die Explosion sollte bei Fahrtantritt stattfinden, nicht hier im Parkhaus.“

„Das ist auch unsere Vermutung.“

„Hast du schon was gegessen?“

Christine schaute auf ihre Armbanduhr. 14:30 Uhr.

„Nein.“

„Ich lade dich ein.“

„Oh, das ist aber nett.“

„Ich will etwas mit dir besprechen.“

„Jetzt machst du mich neugierig.“

Luc meldete sich mit einem kurzen Anruf bei Jörg Rottmann ab, der sich auf die Suche nach Videokameras außerhalb des Parkhauses begeben hatte. Der Hauptkommissar verspürte wenig Lust dazu, mit Luc Nilles die Mittagspause zu verbringen. Dass Christine daran teilnehmen würde, verschwieg Luc ihm. Es war seine bescheidene Rache für die Ablehnung, die Jörg Rottmann ihn hin und wieder spüren ließ.

Sie suchten ein Café-Restaurant in der Nähe auf. Luc entschied sich für einen Tisch abseits der anderen. Das angekündigte Gespräch mit ihr schien ihm wichtig zu sein. Sie spürte eine unangenehme Besorgnis in sich aufsteigen. Die Bedienung brachte die Speisekarte und zündete die Kerze in dem Leuchter an. Sie wählten ihre Speisen aus. Luc trank Kaffee dazu, Christine bestellte Mineralwasser.

Ihr Mentor und alter Freund der Familie Bernard sah aus dem Fenster. Er schien nach einem würdigen Anfang zu suchen, um sein Gespräch zu beginnen. Sie gewährte ihm diese Zeit und wartete geduldig.

## Veränderungen

„Ich reiche nächsten Monat meinen Abschied ein.“

Kommissarin Bernard schwieg.

„Ich meine. Schau dir diese Welt doch an. Klimakrise, Energiekrise. Krieg in Europa, Dürre, Ernteausfälle, Hunger, Wassernotstand, lebensfremde Bürokratie, ausgelaugtes und kaputt gespartes Gesundheitswesen, Landwirtschaft auf erschöpften Böden, schwächelnde Wirtschaft, erodierende Gesellschaft, ungeordnete Migration. Ich weiß gar nicht, wo ich aufhören soll, alle Missstände zu beschreiben. Wenn das alles keine Gründe sind, sich umgehend auf die Dinge zu konzentrieren die einem wichtig sind, wann dann? Das alles geht doch nicht mehr lange gut, das ist doch deutlich zu sehen. Dafür muss man kein Prophet sein. Diese Welt hat die besten Zeiten hinter sich.“

„Übertreibst du nicht ein wenig?“

„Ich will endlich was anderes machen.“

„Und was ist dir wichtig?“

„Meine Gesundheit in den Jahren, die mir noch bleiben.“

„Bist du krank?“

„Noch nicht. Außer den üblichen Zipperlein in meinem Alter. Aber wenn ich nicht aufpasse ...“

„Und wie soll es weiter gehen?“

„Ich habe etwas gespart.“

„Du hast etwas gespart?“

Die Besoldung im Öffentlichen Dienst war kein Geheimnis und wahrlich nicht üppig. Wie sparsam war Luc gewesen? Trotz aller Bescheidenheit wird er wohl kaum eine größere Summe zurückgelegt haben können. Das Gehalt der meisten Menschen in Deutschland reichte gerade mal für Unterkunft, Kleidung, Mobilität, Energie

und Verpflegung, aber kaum darüber hinaus. Man blieb am Leben, aber Wünsche oder gar Träume hatte der überwiegende Teil doch längst beerdigt. Vielleicht war hin und wieder mal ein Urlaub drin. Nicht selten wurde dafür sogar ein Kredit aufgenommen, der den Rest des Jahres mühsam abbezahlt wurde, bis der nächste fällig war. Torben bezeichnete die Lebenssituation der meisten Menschen als das Endstadium des Kapitalismus. Mama und Papa arbeiten rund um die Uhr im Dreischichtsystem, während die Kinder sich in Verwahrung befanden. Trotzdem reiche das Einkommen nur noch für die grundlegenden Bedürfnisse. Nur ganz oben in der Gesellschaft wuchsen die Zahl der Millionäre und deren Kapitalertrag. Der Rest darbt bei Reallohnverlusten seit Jahrzehnten.

„Du willst dich also zur Ruhe setzen?“

„Nicht ganz. Ich möchte als Privatermittler arbeiten. Wann ich will und wie viel ich will. Und ich will mir die Fälle und die Auftraggeber aussuchen.“

„Privatermittler? Untreue Ehemänner im Auftrag eifersüchtiger Frauen beobachten oder umgekehrt?“

„Nein. Das meine ich nicht. Allein in Deutschland belief sich die Zahl der vermissten Personen zu Jahresbeginn auf über 8800. 8800! Stell dir das vor.“

„Und die willst du finden?“

„Einen Teil davon. Ja. Warum nicht. Es gibt jede Menge verzweifelte Angehörige, die mit den Ermittlungsergebnissen der Polizei, wenn es überhaupt welche gibt, unzufrieden sind.“

„Du weißt selbst, warum das so ist.“

Luc trank einen Schluck Kaffee und nickte.

„Der verdammte Datenschutz, volljährige Erwachsene, die ihren Aufenthaltsort selbst bestimmen dürfen, geringe Relevanz für die Behörden, Personalmangel,

ungenügende Zusammenarbeit auf internationaler Ebene und so weiter.“

„Genau.“

„Aber diese Hindernisse kann ich als privater Ermittler überwinden. Ich brauche keine Anweisungen eines Staatsanwalts beachten oder das Haushaltsbudget einer Polizeidirektion. Ich kann mich als private Person jetzt und sofort ins Auto setzen, an jeden Ort der Welt fahren und dort eine vermisste Person suchen.“

„Und das erfüllt dich.“

„Jedenfalls mehr als bei ‚Mord und Totschlag‘, zu dem ich immer wieder hinzugezogen werde, weil man meine Entscheidung ignoriert.“

„Du bist frustriert.“

„Ja, da hast du recht.“

„Aus einem Affekt heraus sollte man keine Entscheidungen treffen.“

„Das weiß ich. Ich denke bereits seit Monaten darüber nach.“

„Hast du schon einen Trenchcoat?“

Luc schüttelte schmunzelnd den Kopf.

„Du nimmst mich nicht ernst.“

Christine grinste.

„Wieso? Als Privatdetektiv. So mit Hut und Pfeife.“

„Es ist mir wichtig.“

„Ok. Du musst wissen, was du tust.“

Die Bedienung brachte das Essen. Luc bestellte einen zweiten Kaffee.

Der Salat zu Christines Grillhähnchenfleisch war köstlich. Während sie kaute, dachte sie darüber nach, was Luc gesagt hatte. Tanja verließ die Kriminaldirektion und jetzt sogar Luc. Kündigte sich hier eine Zeitenwende an?

Torbens Vorschlag, in ihrem gemeinsamen Leben eine Veränderung herbeizuführen, passte zu dieser Beobachtung. Vielleicht war das die Einleitung großer Umwälzungen und eine Aufforderung an sie, voranzuschreiten. Luc hatte recht. Die allgemeine Entwicklung auf der ganzen Welt deutete auf weitreichende Umgestaltungen hin. Nicht nur Deutschland hatte die besten Jahre hinter sich. Seit Ende der 90er funktionierte manches nicht mehr so zuverlässig, wie es viele Menschen gewohnt waren. Die Krisen des beginnenden 21. Jahrhunderts brachten sie dazu, darüber nachzudenken, was ihnen im Leben wirklich wichtig war. Wer weiß, ob sie in Zukunft überhaupt noch die Gelegenheit dazu bekamen etwas davon zu verwirklichen? Geld verlor an Relevanz. Zeit, Wohlbefinden und Erfüllung traten in den Vordergrund. Das mittlerweile inflationär verwendete Wort „Achtsamkeit“ fiel ihr ein. Bereits abgegriffen, durchaus, weil es die Medien jeden Tag hinaus posaunten und diesen Ausdruck zugunsten der Quote überstrapazierten. Work-Life-Balance war auch eine der beliebten Mode-Vokabeln. Aber solche Begriffe beschrieben ein vorherrschendes Bedürfnis in der Gesellschaft. Die Menschen wollen etwas Sinnvolles tun. Für sich selbst, nicht immer nur für andere oder für Geld. Weniger herumkommandiert werden, sich nicht dauernd mit Missständen beschäftigen müssen, die man ablehnte, aber dennoch nicht verändern konnte.

Die Bedienung brachte Lucs zweiten Kaffee. Er hatte sein Steak auf Toast bereits aufgegessen und übergab den leeren Teller.

„Hast du dir mal überlegt, wie viel Zeit man im Leben mit Mist verbringt, der einem eigentlich scheißegal ist?“

Christine schob eine Gabel Salat in ihren Mund. Luc sprach weiter und wurde philosophisch.

„Ich meine, was ist Geld? Wir verdienen alle Geld und dann geben wir es jemand anderem. Und dann laufen wir los und verdienen wieder Geld, um es bald darauf wieder jemand anderem zu geben. Und bevor wir all das Geld für das wir arbeiten ausgehändigt bekommen, wurde mehr als die Hälfte bereits abgezogen. Das ist doch sinnlos.“

„Was schlägst du vor?“

„Nehmen wir mal eine Spülmaschine.“

„Eine Spülmaschine?“

„Ja, in der Küche. So ein Ding ...“

„Ich weiß, was eine Spülmaschine ist.“

„Na, also. Was fragst du dann?“

„Was hat eine Spülmaschine mit deinem Entschluss zu tun?“

„Ich wünsche mir mehr Effizienz.“

Christine trank einen Schluck und guckte Luc über den Rand des Glases hinweg verständnislos an, bevor sie es absetzte.

„Ist alles in Ordnung mit dir?“

Luc ließ sich nicht beirren.

„Was kostet eine Spülmaschine?“

„Weiß nicht. 500 oder 1000 Euro?“

„Genau. Du gehst arbeiten und verdienst Geld, sagen wir 2000 Euro im Monat netto. Das sind rund 3000 Euro brutto. Zuzüglich des Arbeitgeberanteils kommt man je nach Steuerklasse auf über 4000 Euro. Du musst also für 4000 Euro arbeiten. Damit verbringst du deinen Tag. Der größte Teil deines Einkommens geht für Steuern und Abgaben drauf. Krankenkasse, Renten- und Pflegeversicherung, Einkommensteuer und so weiter.“

„Bis hierher kann ich dir folgen.“

Luc nickte zufrieden.

„Jetzt kaufst du von dem dir verbleibenden Rest Geld im Monat eine Spülmaschine. Darauf sind dann auch wieder Steuern und die Gewinnspannen des Händlers, des Herstellers, des Zulieferers, des Logistikers und so weiter. Außerdem kostet das Ding jeden Monat Strom, Wasser, Reinigungsmittel und nach ein paar Jahren ist das Teil kaputt und du kaufst das nächste Gerät. Du bezahlst und vor allem arbeitest du für viel mehr als nur für gereinigtes Geschirr. Du brauchst keine Spülmaschine, sondern lediglich saubere Teller, Gläser, Besteck und Tassen.“

„Wertschöpfungskette nennt sich das.“

„Genau, eine Kette mit der du gefesselt wirst, damit du konsumierst und immer schön weiter Geld verdienst, welches du kurz darauf anderen übergibst.“

„So läuft das.“

„Genau. Aber was wäre, wenn du von Hand spülst?“

„Das kostet Zeit.“

„Aber die hast du doch jetzt. Weil du das Geld brutto für die Maschine nicht mehr verdienen musst, die du von deinem Nettoeinkommen bezahlen musst.“

„Verstehe. Du willst dich bescheiden, um weniger arbeiten zu müssen.“

„Ich will nicht für Zeug Geld verdienen müssen, welches ich ohne dieses Zeug gar nicht brauche.“

„Ich fasse mal zusammen. Du willst weniger arbeiten, um mehr Zeit für Dinge zu haben, die du dann erledigen kannst, um nicht Geld für Dienstleistungen oder Waren verdienen zu müssen.“

„So ungefähr.“

„Das erinnert mich an die ‚Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral‘.“

Luc verstand nicht.